

## „Ich habe beschlossen, Lena muss bleiben“

Die Fernsehkommissarin Ulrike Folkerts spricht über ihr Leben, über ihre Wünsche und ihr Verhältnis zu Lena Odenthal

Seit mehr als 15 Jahren ist sie regelmäßig zu bester Sendezeit auf dem Bildschirm zu sehen: Ulrike Folkerts. Als „Tatort“-Kommissarin ist sie zum Publikumsliebbling geworden. Nun hat sie ein Buch über ihre Stärken und Schwächen geschrieben. Die 44-jährige präsentiert sich selbstkritisch.

Von Antje Schmid

Eines stellt sie gleich zu Beginn der Begegnung hoch oben an der Alten Weinsteige in Stuttgart her: die Augenhöhe. „Ich bin kein Übermensch“, sagt Ulrike Folkerts über sich – und lässt dabei den Blick über die Hügel der Landeshauptstadt schweifen. Da oben anzukommen, wo sie jetzt gelandet ist, als Deutschlands beliebte Fernsehkommissarin Lena Odenthal, das ist nicht selbstverständlich gewesen. „Es hat mich viel Arbeit gekostet und eine Portion Zufall, schließlich muss man manchmal einfach zur richtigen Zeit am richtigen Ort sein.“

Dennoch überlässt die selbstbewusste, sportliche Frau nicht alles dem Zufall. Wenn es sein muss, zieht sie sich die entsprechenden Klamotten an und legt das passende Make-up auf: „Schon oft habe ich mich zu Veranstaltungen gequält, weil ich wusste, da würde ich jemand treffen, vielleicht einen Kollegen oder einen Regisseur, der wichtig für mich sein könnte. Und so war es dann meistens auch.“

Die 44-jährige Schauspielerinnen will nicht über den anderen stehen. Das macht sie auch deutlich in ihrem Buch „Das macht mich stark – Mein Weg zu Selbstvertrauen und Erfolg“, das jetzt erschienen ist. In diesem „autobiografischen Ratgeber“, wie sie ihr Erstlingswerk nennt, zeigt sie eine „Alltags-Ulrike“, eine Frau Anfang vierzig, die sich an ihre ganz „normale Kindheit“, an die Probleme mit der Scheidung ihrer Eltern, den Beginn ihrer Karriere und an die Krisen an der Schauspielschule erinnert. Sie erzählt darin, wie es war, als sie die Welt auch manchmal in Graublau erlebte und wie es sich anfühlte, Ulrike zu heißen und lieber Ulli gerufen zu werden.

## Wenig eitel und keine abgespulten Antworten

Auch im Gespräch beim Kurzstopp zwischen Flughafen und Lesung spult sie ihre Antworten nicht ab. Nicht in Graublau, sondern in frischem, leuchtendem Blau gekleidet sitzt sie plaudernd da, die Beine übereinander geschlagen und genießt trotz des Zeitdrucks den Milchkaffee. Dabei ist sie alles andere als verschlossen: Sie erzählt offen über Themen wie ihre Homosexualität und erinnert sich noch gut an ihr Outing während ihrer Zeit auf der Schauspielschule: „Ich sah einen Weg vor mir, von dem ich nicht wusste, wohin er mich führen wird. Und mir wurde allmählich klar, dass ich manches zurücklassen würde, das mir einst vertraut und an das ich gewohnt war.“

Zu Ulrike Folkerts Lesungen zieht es viele Lesben. „Oft machen sie mehr als ein Drittel

des Publikums aus. Ich erkenne sie sofort. Für viele bin ich eine Projektionsfläche. Die meisten trauen sich allerdings nicht, mich zu fragen oder direkt anzusprechen.“ Doch das bedeutet nicht, dass die Frauen sich Ulrike Folkerts nicht mitteilen wollten, ganz im Gegenteil: „Es gibt viele Fragen. Viele haben das Bedürfnis, mir ihre persönliche Geschichte zu erzählen. Das kommt dann aber meistens schriftlich und per Post.“

Wenig eitel spricht sie auch über ihr Engagement für Landminengeschädigte und Kinder in Burundi. Ihre Prominenz setzt sie ein, um Aufmerksamkeit für ihre Herzensprojekte zu bekommen. „Ich wollte immer zeigen, dass ich mich nicht engagiere, um zu sagen ‚Frau Folkerts macht jetzt auch Charity‘“, betont Folkerts. Sie kennt einige der Betroffenen, für die sie sich einsetzt, persönlich. Zweideutigkeit ist nicht ihre Sache. Sie sagt klar, was sie tun kann und was nicht: „Ich bin gerne bereit, meinen Namen für ein Thema wie die Landminengefährdung zu geben. Die politischen Auseinandersetzungen müssen andere führen. Ich kämpfe gegen das Ohnmachtsgefühl in mir, das vielen Menschen vertraut ist. Das heißt, ich fühle mich für die emotionale Seite zuständig.“

Bei aller „Normalität“, die Ulrike Folkerts, die zu ihren schwachen Seiten steht, verkörpert – die Stärke der TV-Kommissarin hat längst auf sie abgefärbt. Ein Teil von Lena ist zu Fleisch und Blut der gebürtigen Kasselerin geworden. Ein Blick ins Buch genügt, um die Intensität der Beziehung zwischen den sich „fremden“ Frauen zu spüren: Dialoge zwischen Lena und Ulrike leiten die Kapitel ein. Es ist ein Gespräch zwischen den beiden Seiten der Ulrike Folkerts. Einmal fragt Lena darin Ulrike: „Für dich ist der Weg alles, das Ziel nichts, stimmt das?“

Direkt nach ihrem Verhältnis zu Weg und Ziel gefragt, grinst Ulrike Folkerts, lässt einen Moment verstreichen, bevor sie den Kopf zur Seite neigt und antwortet: „Ich mache das, was ich aufregend finde. Ich mache es aber nicht etwa, weil ich einen Preis damit gewinnen will.“ Ein direktes Ziel habe sie nicht. Das hat Deutschlands dienstälteste Fernsehkommissarin, wie sie von den Medien immer wieder genannt wird, auch nicht nötig. Denn Preise hat sie längst gewonnen. Beispielsweise den Bambi im Jahr 2002. Auch im Sport, bei den „Gay Games“, dem internationalen Sportwettbewerb für Homosexuelle, an denen sie regelmäßig teilnimmt, ist der Weg zum Ziel geworden: „Da geht es mir um die Gruppe, nicht aber um eine Medaille.“

Ob es auch Momente in ihrem Leben ohne Wettbewerb, ohne Rolle spielen, ohne Trubel und ohne die harte, zeitlich durchstrukturierte Drehzeit einer „Tatort“-Folge mit Lena gibt? Über die nicht so zielgerichteten Momente in ihrem Leben sagt sie: „So richtig schludrig bin ich morgens beim Aufstehen, denn ich kann das gar nicht leiden – ich kann also auch trödeln.“ Mehr allzu Persönliches möchte sie dann aber auch nicht von sich preisgeben. Da nimmt sie lieber noch mal einen Schluck Milchkaffee und redet von etwas anderem – beispielsweise von Feldenkrais.

Bei Ulrike Folkerts hat die Heilmethode, die nach dem Arzt Moshe Feldenkrais benannt wurde, Eindruck hinterlassen: Allein zwölf Seiten widmet sie ihr in ihrem Buch – persönliche Erfahrungen und ein Exkurs über Entstehung und Wirkung inklusive. Ob das Buch nun eine Autobiografie oder ein Ratgeber ist, wird für Leser nicht ganz klar. Doch Ulrike Folkerts denkt nicht in Entweder-oder. Es sei beides, ein autobiografischer Ratgeber eben. Eine neue Gattung eben. Eine Ratgeberin will die Schauspielerin nicht sein. Das hat sie beim Schreiben gespürt. „Ich will anderen nicht sagen, was sie zu tun oder zu lassen haben.“ Das ist nicht ihr Ding. Die 44-Jährige will authentisch sein, nicht gekünstelt oder gar belehrend. Das betont sie immer wieder: „Ich bin keine Ratgeberin.“ Deswegen berichtet sie von ihren persönlichen Erfahrungen. So wie eben bei Feldenkrais. „Die Methode macht ehrlich“, sagt sie. „Wenn man will, bekommt man dadurch einen Zugang zu seinen Gefühlen und gleichzeitig Entspannung und Bewusstheit.“

Und überhaupt: das Thema Spannung abbauen ist ein wichtiges für die beliebte Kommissarin. Seit ihrer Kindheit treibt Ulrike Folkerts Sport, trainiert, schwimmt und läuft und seit einigen Jahren liebt sie die Teilnahme an Wettbewerben. „Ich habe mich beim Sport selbst erfahren, habe versucht, mich selbst zu spüren, mich zu entdecken.“ Die Schauspielerin kennt sich selbst gut. Weiß, wann es Zeit ist, etwas zu tun und wann es besser ist abzuwarten.

## Bei ihrem Auftritt in „Jedermann“ kam ihr der Tod so nah wie nie

Ein Leben ohne Bewegung ist für sie kaum vorstellbar – schließlich liegt in der Bewegung auch die Chance für Veränderung. Und das ist nicht nur im Sport so. Obwohl Deutschlands Fernsehzuschauer sie längst auf die Rolle von Lena Odenthal festgelegt haben, will sie in Zukunft ihr Image „erweitern“, wie sie sagt, will zeigen, dass sie nicht nur Frau Kommissar auf dem Fernsehbildschirm sein kann. Als Buchautorin hat sie das getan – und als Schauspielerin auf der Bühne hatte sie im vergangenen Sommer ihr Debüt als der Tod in Hugo von Hofmannsthal „Jedermann“ bei den Salzburger Festspielen. Wie so vieles in ihrem Leben, war auch dies keine Selbstverständlichkeit: „Mit viel Respekt und auch einer Menge Herzklopfen bin ich an die neue Aufgabe herangetreten“, sagt sie und stellt die Kaffeetasse bedächtig ab.

Ihr Auftritt in „Jedermann“ war nicht nur eine neue Rolle, sondern auch eine Annäherung an den Tod. „Es war ein zärtlicher Tod“, be-

richtet sie über ihre Bühnenbegegnung mit dem Lebensende. Noch nie sei ihr der Tod so nahe gekommen. Spannend auch, dass der Tod bei den Salzburger Festspielen erstmals von einer Frau gespielt wurde. Bei aller Zärtlichkeit habe die Beschäftigung mit dem Tod aber auch eine Furcht bei ihr wach werden lassen: „Ich habe selbst am meisten Angst, dass die Leute, die mir am nächsten sind, mitten aus dem Leben weggerissen werden.“

Im nächsten Jahr will sie unbedingt wieder auf der

Bühne stehen. Aber auch auf den deutschen Bildschirmen wird sie weiter regelmäßig zu sehen sein: „Ich habe beschlossen, Lena muss bleiben.“ Schließlich verdankt sie Lena viel. In einem der Dialoge im Buch sagt Ulrike zu Lena: „Das mit dir, das war eine echte Chance.“ Es war die Möglichkeit gewesen, ihre Stärken und Grenzen kennen zu lernen. „Es war für mich damals vor 17 Jahren eine unglaubliche Herausforderung, plötzlich vor so einem breiten Publikum zu stehen.“

Während sie sich von Journalisten früher vor allem bedrängt fühlte, gehören Interviews inzwischen längst zum Alltagsgeschäft. Eines hat sie sich dennoch bewahrt, wenn man ihren Berichten aus Kindertagen glaubt: Ihr kommt es auf Authentizität an, Gekünsteltes ist nicht ihr Ding. Und oben stehen schon gar nicht. Auch wenn der Nachmittag auf einem der beliebten Stuttgarter Hügel dazu einlädt.

■ Ulrike Folkerts: „Das macht mich stark – Mein Weg zu Selbstvertrauen und Erfolg“. Südwest-Verlag, 16,95 Euro.



Ein Teil von Lena Odenthal ist zu Fleisch und Blut von Ulrike Folkerts geworden.

Foto FPA

## Nächte im Tanzclub, Tage im Lager

Der Fotograf Jürgen Schadeberg hat das Südafrika der fünfziger Jahre dokumentiert

Von Thomas Klingensmaier

Ein junger weißer Schlaks und ein paar schwarze Frauen mit sehr wenig Stoff am Leib – dafür klackten im Südafrika der Fünfziger erst einmal die Handschellen. Dass der verhaftete Jürgen Schadeberg Fotograf sein könnte, die Frauen Models, die am Strand in Bademoden für Magazinbilder posierten, kam den Sittenwächtern des Apartheidregimes überhaupt nicht in den Sinn.

Erstens war ihnen unvorstellbar, dass sich eine im Objektiv symbolisierte ästhetische Neugier auf schwarze Frauen richten könnte. Zweitens kannten sie professionelle Fotografen als ältere Herren, die bullige Apparate durch die Gegend wuchteten. Die wendige kleine Kamera von Schadeberg kam ihnen wie das Spielzeug eines Amateurs vor. Und drittens waren schwarze Models nur für schwarzes Publikum denkbar, ein weißer Fotograf im Dienste eines schwarzen Magazins aber ein staatszersetzender Widerspruch. Die Polizei glaubte, einen Verbrecher erwischt zu haben – auch wenn die Justiz bei Sex zwischen Schwarz und Weiß nicht mehr offen von Rassenschande sprach wie die Nazis, sondern vom Verstoß gegen die Trennungsregeln.

Aber der 1931 in Berlin geborene Jürgen Schadeberg hatte sich gerade aus einem Land davongemacht, das die Nazis in Schutt und Asche gelegt hatten. Als er 1950 nach Südafrika kam, war er nicht bloß verzweifelt auf der Suche nach einem Job. Da fand er auch Leben, Kultur und Vergnügungen der schwarzen Südafrikaner sehr viel anziehender als Steifheit, Selbstgefälligkeit und Kolonialherrenmief der weißen Teilgesellschaft. Schadeberg wusste schon, wie Herrenmenschentum aussieht, wütet und endet. Er schlug sich auf die andere Seite der Gesellschaft und wurde Fotograf bei „Drum“, einem Lifestylmagazin für schwarze Leser. Er sei ja nur ein angelernter Fotograf gewesen, der Einäugige unter lauter Blinden, sagt er heute zu seinem Karriererestart. Denn „Drum“ hatte damals zwar ein paar außergewöhnlich gute Schrei-



Jürgen Schadeberg, der das Herrenmenschentum aus Deutschland kannte, schlug sich auf die Seite der Schwarzen. Foto dpa

ber, aber noch keine eigenen Fotografen. Erst mit Schadeberg, der flugs schwarze Kollegen anlernte, konnten Bilder vom Nachtclubschick aus Sowetown, von schwarzen Boxern und Musikern, von Badenixen und Sonnenbrillencasinos hinaus an die Kioske, um dort die Botschaft „Black is beautiful“ zu verbreiten.

Aber Schadeberg war eben auch ein Glücksfall für das Magazin. Das war anfangs ein Projekt von weißen Unternehmern mit schwarzer Redaktion für schwarze Käufer, ein Akt der Marktabschöpfung, der ganz und gar nicht politisch sein wollte. Schadeberg

arbeitete mit am Umbau des Magazins, der dem Verleger unheimlich war. Vom schwarzen Leben ließ sich nicht berichten, ohne das Unrecht zu erwähnen, das die Weißen als Gesetz ausgaben. Die schwarzen Nächte in den Clubs ließen sich nicht abbilden, ohne dass man die schwarzen Tage zeigte, Bilder von verheerenden Zuständen in Gefängnissen und Arbeitslagern, von Polizeischikanen und ständigen Demütigungen, von trostlosen Wohnsituationen und mutigem Protest.

Schadeberg hat das alles fotografiert, sein Werk dokumentiert heute Südafrikas langen, blutigen Weg zur Demokratie. Die Sängerin Miriam Makeba und den jungen ANC-Aktivist Nelson Mandela hat er porträtiert, und seine respekt- und zuneigungsvollen Bilder sind immer auch Verneinung: Verneinung des bösen Zerbilds von unmündigen, unselbstständigen Schwarzen.

Mit „Drum“ von Zola Maseko läuft gerade ein Film in unseren Kinos an, der von diesen Jahren des Kampfes erzählt. Für den Entwurf der Szenen, Kostüme und Räume konnten sich die Macher an Schadebergs Fotos halten. Übertreffen konnten sie deren Geist des Aufbruchs nicht. 1964 verließ Schadeberg Südafrika, als die immer weiter verschärften Apartheidsgesetze sein freies Arbeiten unmöglich gemacht hatten und „Drum“ eingegangen war. Er war in England und Spanien, hat aber auch an der Hochschule für Kunst in Hamburg unterrichtet, bevor er 1985 nach Südafrika zurückkehrte.

Besonders bekannt ist er hier zu Lande aber nicht geworden. Kein deutscher Verlag hat einen Band mit seinen Bildern im Programm. Mag sein, dass man ihn allmählich vergessen hat, weil er eben nie wieder etwas so knisternd Elektrisierendes liefern konnte wie die Bilder der „Drum“-Jahre, als er der richtige Regelbrecher am richtigen Ort war. Mag auch sein, dass man sich nicht gern an ihn erinnert, weil seine Bilder ein schlechtes Gewissen anrühren. Viele deutsche Auswanderungswillige nahmen es einst als selbstverständlich in ihre Kalkulationen auf, dass ihnen die von Schadeberg Fotografierten als zweibeiniges Vieh dienstbar sein würden.

## LIVE VOM FRÜHSTÜCKSTISCH

## Ein außerirdischer Kuckuck?

Von Kai Biermann

Erziehung ist die Kunst, andere zu dem zu bringen, was man selbst möchte. Unsere Tochter beherrscht das meisterlich. Sie ist zwar erst ein Jahr alt, kann nur ein paar „Dei, Dei, Deis“ krähen und kaum zwei Schritte gehen, doch ihre Eltern hat sie im Griff. Die dagegen müssen alle Kunst, List und Fantasie aufbringen, um zumindest den Anschein wahren zu können, die eigentlich Erziehungsberechtigten zu sein.

Ein Beispiel? Es beginnt schon beim Frühstück. Frühstücken ist doof und macht überhaupt keinen Spaß. Entweder ist das kleine Kind noch viel zu müde vom Geraderest-aufgestanden-Sein, oder längst so wach, dass es unbedingt spielen muss. Essen zumindest will es nicht. Es will unterhalten werden. Und wenn es selber nicht spielen darf, weil es ja essen soll, dann will es wenigstens, dass andere rumhampeln.

Also fangen Messer an zu tanzen, Teller beginnen zu singen und Brötchen zu steppen. Der Breilöffel ist ein Formwandler und wird mal zum Transportflugzeug, mal zur voll geöffneten Hummel, die dringend in ihr Nest muss. Natürlich defilieren auch Salzstreuer und Honiggeläser an dem kleinen Zuschauer vorbei. Hauptsache, die Bühnenshow ist interessant. Nur dann ist das zauberhafte Kind bereit, den Mund zu öffnen. Ein wenig. Von Zeit zu Zeit. Wehe aber das Theaterstück verliert an Tempo oder Finesse. Sofort presst sich die Schnute zu einem Strich zusammen und die Hände beginnen mit Hummelabwehrgefuchtel.

Das Problem verschärft sich bei Abwesenheit eines Elternteils. Wenn kein Zweiter mehr da ist, um den Affen zu machen, hilft nur noch das Absingen von Kampf- oder Kinderliedern. Mit viel Rhythmus. Oder das Füttern in der Bewegung, so genannte Passiergefächte. Die allerdings erhöhen den anschließenden Reinigungsaufwand erheblich. Doch was macht das schon, solange das Kind nur isst.

Natürlich könnte man – oder besser könnten wir, die besorgten Eltern – gelassen zuschauen, wie das Kind hungert und von selbst auf die Idee kommt, diesen Zustand durch Nahrungsaufnahme zu beenden. Tun wir aber nicht. Wir sind nicht gelassen. Und der Satz, dass deutsche Mittelstandskinder praktisch nie verhungern, hilft uns leider auch nicht. Wir leiden. Wir fürchten den frühen Hungertod unserer Tochter, zumindest aber schwere seelische und körperliche Schäden und Schelte von den Großeltern, dem Jugendamt, dem Herrgott oder von Passanten auf der Straße. Der Satz, „Ihr Kind ist aber dünn“ lässt uns zusammenzucken. Jeder abschätzige Blick von Besitzern einer dieser rund gemästeten Moppelgören macht uns ein schlechtes Gewissen.

Das Schlimmste dabei ist, dass unsere Tochter das weiß. Sie hat längst mitbekommen, dass wir jeden ihrer Bissen mit angehaltenem Atem verfolgen und jede unverzehrte Mahlzeit beweinen. Unsere Aufmerksamkeit ist ihr gewiss. Sie nippt am Tee, wir jubeln. Sie schiebt den Brei beiseite, wir flehen. Es ist erniedrigend: Wir sind erpressbar. Zwei erwachsene Menschen sind Geiseln einer 77 Zentimeter großen Terroristin, die kein Wort sagen, aber schon ziemlich dreckig lachen kann. Und die offensichtlich Spaß daran hat, uns zu quälen. Die exquisite Speisen gnädig probiert, um sie dann großzügig zu verschmähen. Die Hungerattacken simuliert, nur um nach drei Bissen in vorsätzlichem Spiel zu versinken.

Wovon sie lebt? Wir wissen es nicht. Sie wächst, also muss sie sich von irgendetwas ernähren. Vielleicht von unseren Nerven.

Vielleicht ziehen wir ja eine Art außerirdischen Kuckuck groß, einen Körperfresser oder so. Zumindest ist es eines ihrer Lieblingsspiele, in unvorsichtig hingehaltene Finger herzhaft hineinzubeißen und Schmerzenslaute mit fröhlichem Lachen zu quittieren. Nur den blöden Brei, den will sie nicht.

■ Kai Biermann ist freier Autor, er lebt und arbeitet in Berlin.